



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stellanus, Georg: Der geflügelte Sieger

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verantwortlichkeit, bald gedeckt durch Fraktionsbeschlüsse, bald gegenseitig unterstützt, ist nicht zu vergleichen mit der andern, die der einzelne Staatsmann fühlen muß. Für ewige Zeiten ist der Begriff der Schuld an den der Persönlichkeit gebunden. Das Volk der Denker und Dichter sollte nicht so gedankenlos der demokratischen Phrase folgen.



Der geflügelte Sieger

Von Georg Stellanus



ein „liebes gutes“ Leudeck, wie es der alte Herr nannte, war in seiner Art einzig. Ein langer einstöckiger ziegelgedeckter Kasten, den in lehnsvetterlichem Frieden — man weiß, was das zu bedeuten hat — alle die unbemittelten männlichen und weiblichen Reekows bewohnten, deren Barke der Ozean der großen Welt entweder noch nicht auf seinem stolzen Rücken getragen oder ärgerlich wieder ans Land geworfen hatte. Eine Republik wie Venedig, zwar ohne die Seufzerbrücke und ohne die Bleikammern, aber sonst nach dem Muster der Königin der Adria mit allem versehen, was tyrannische Oligarchien zu ihrem Bestehen brauchen: allwissende Polizei, Spioniersystem, Ohrenbläselei, Intriguen. Alles, selbstverständlich, unter dem Deckmantel aufrichtigster Nächsten- und Verwandtenliebe, der nur an wirklichen Gefechtszügen einen Riß bekam, wenn die Stimmen scharf und die gebrauchten Ausdrücke grätig wurden. Heftig zugeschlagene Türen ersetzten die Kanonenschläge, und wenn Tante Anna infolge der gehabten Aufregungen in eine hysterische Synkope verfiel, so machte man Frieden, weil man fühlte, daß man Höhepunkt wie Katharsis erreicht hatte und auf mehr nicht hoffen konnte.

Man war in Leudeck entweder „Tante Anna“ oder schlechtweg „Anna“. Der Leser wird sofort erraten, daß man mit fünf- bis sechszwanzig Jahren, ja wenn ganz junge Nissen oder Nichten da waren, noch früher „Tante“ wurde, und daß damit ein Schritt ins Reich des Ehrwürdigen geschah, den man auch dann nicht zurücktat, wenn der blondgelockte, geflügelte Schelm mit dem Pfeil und Bogen, dessen siegreicher Macht Götter und Menschen unterliegen, eine der Leudecker Damen aus dem Familienheim in das Reich der Ehe hinüberführte. Tante Malwine, deren Lebenskatastrophe vor vielen Jahren darin bestanden hatte, daß sie beinahe Stiftdame geworden wäre, es aber nicht geworden war, hatte zwar die sonderbare Gewohnheit, den Eintritt einer ihrer Gespielinnen in den heiligen Ehestand vom Standpunkte der Raumbewinnung anzusehen, da durch das Ausscheiden eines Mitgliebes für die Zurückbleibenden mehr Platz wurde, aber mit dieser realistischen Anschauung stand sie durchaus allein da.

Wenn sich der Leser bei dem Wilde, das jetzt gebraucht werden soll, streng daran halten wollte, daß es sich dabei um eine möglichst anschauliche Beschreibung und nicht um schlechte Witze handelt, so könnte gesagt werden, daß die von den lieben Leudeckern bewohnten Zimmer am besten mit den nebeneinander in eine Reihe gerückten Menageriekäfigen zu vergleichen waren, denn jedes Zimmer hatte von einem hinter der Front hinlaufenden Gange aus einen Eingang und stand gleichzeitig auf beiden Seiten, rechts und links, mit den Nebenzimmern in Verbindung. Nur daß, wie dies ja auch bei den Menagerien der Fall ist, diese

Seitentüren für gewöhnlich geschlossen waren. Auf der andern Seite des langen Ganges befanden sich die Küchen und Schlafzimmer. Wenn Fremde nach Leudeck kamen, die als Verwandte auf einen offiziellen Empfang Anrecht hatten oder aus besondern Gründen eines solchen gewürdigt wurden, so wurde durch Öffnen sämtlicher Seitentüren die „Enfilade“ hergestellt, und es kam zu Empfangsfeierlichkeiten, die seltsam genug waren. Während man im ersten Zimmer Tante Adelsens Gast gewesen war, kam man im zweiten zu Tante Ernestine und deren Tochter Rosa. Es wäre eine völlige Verkennung der Verhältnisse gewesen, wenn man sich an der Tante Ernestinens Zimmer mit dem von Tante Adele verbindenden Tür nicht feierlich von dieser, die man freilich später bei einem gemeinsam einzunehmenden Kaffee wiederzusehen hoffte, verabschiedet hätte, denn auch für sie wäre es gegen alle Regeln der Leudecker Etikette gewesen, wenn sie sich auch nur mit der äußersten Fußspitze über die zu ihrem Zimmer gehörende Hälfte der Türschwelle vorgewagt hätte. Zum Glück hatten die Leudecker Herren und Damen keine Chefinhaberstellen von Regimentern zu vergeben: der durch mehrere solcher Inhaberstellen ausgezeichnete Gast hätte einen Uniformwechsel nur zwischen doppelten Portieren und auch da kaum ohne Schwierigkeit und Zeitverlust bewirken können.

Der alte Herr von Reekow, das Haupt der Familie und Leudecks Schirmvogt, bewohnte mit den Seinen eine halbe Stunde davon in Lunzenau ein stattliches Schloß mit neuangelegtem, aus dem Kampf mit dem Ursand noch nicht siegreich hervorgegangenem Park. Leudeck war freilich „sein“ Leudeck, denn die Fürsorge für seine Bewohner lag ihm in jeder Weise ob, aber einfach war diese Fürsorge nicht, denn von den lieben Leudeckern lebte jeder ein bißchen von einem selbstgeparten oder ererbten Kaputälchen, ein bißchen von allerhand im Lehnsweg unter den kompliziertesten Formen gestifteten Sümichen, und — last, not least — von dem, was der alte Herr an Holz, Mehl, Butter, Milch, Obst, Geräuchertem und Gepökelttem, Gebäcknem und Gebratnem mit freigebiger Hand zuschoß. Mancher hätte es in Leudeck nicht eine Woche ausgehalten, aber brav waren die Leudecker, Sparhelden und Sparheldinnen. Wenn wirklich, wie ja von Sachverständigen behauptet wird, das mehrmalige Umdumwenden eines Nickels, bevor man sich von ihm trennt, Wunder wirkt, so war Leudeck ein solches Wunderland. Von der Lust lebten ja die lieben Leudecker nicht, das hätten sie trotz dem besten Willen nicht fertig gebracht, aber in Leudeck langte ein Nickel zehnmal weiter als bei Bleichröder zehn goldne Wilhelme. Nur der Onkel Franz, von dessen Jugendstreichern — Droschken erster Güte, Batisttaschentücher und ein bis zum letzten Blatte gefülltes Schauspielerinnenalbum — unter sieben Siegeln Haarsträubendes erzählt wurde, war auch auf seine alten Tage kein „guter Wirt“ geworden. Tante Malwine, der nicht aufgegangne Stiftsdamenkern, bezeichnete ihn, wenn man unter sich war, als panier perçé, und Rosas Bruder, ein tadelloser Leutnant, der in Berlin mit einem Kolibrizuschuß allen Standesansforderungen genügte, vertraute in einem unbewachten Augenblick einem Freunde an, er glaube, Onkel Franz habe in seiner Jugend ein Verhältnis mit einer — Tänzerin gehabt. Leudeck und eine Tänzerin! Leutnant Hans wußte es allerdings nicht genau, er glaubte nur so etwas von weitem gehört zu haben, und wirklich stand Onkel Franz entweder als vormaliger roué oder als gegenwärtiger unverbesserlicher Verschwender unter einer Art von Familienvormundschaft, an der sich auch das jüngere Geschlecht der Nichttanten und Nichtonkel beteiligen zu müssen glaubte. Er war, seitdem Rosas Bruder Leudeck verlassen hatte, außer dem Onkel Bernhard der einzige männliche Reekow im Familienheim. Wer darin unter des alten Schloßherrn von Lunzenau und dessen Vattin, Tante Minnas Oberbefehl regierte, ob Onkel Bernhard oder Tante Malwine,

war schwer zu sagen. Der im englischen Parlament übliche Wechsel zwischen torystischer und whigistischer Leitung ähnelte dem, was in Leudeck stattfand. Das Züngelchen der Wage mit Onkel Bernhard in der einen Schale und Tante Malwine in der andern schwankte bald nach rechts bald nach links hin und her. Mitunter vollzogen sich die Palastrevolutionen, durch die solche Wechsel veranlaßt wurden, geräuschlos, mitunter gab es, nachdem die atmosphärische Spannung täglich zugenommen hatte, ein Gewitter, einen wirklichen Wetterumsturz unter Donner und Blitz, selbstverständlich jedesmal auf Kosten von Tante Annas Nerven.

Onkel Bernhard war ein Alba, eigentlich wohl mehr in seinen häuslichen Ansprüchen als in seinem Charakter: besonders schlimm war sein keinem fremden Einflüsse nachgebender, durch kein gütliches Zureden umzustimmender Eigensinn, der sich erst mit dem Alter eingestellt haben mochte, aber deshalb von den übrigen Bewohnern des Heims nicht weniger unbequem empfunden wurde. Es muß aber billigerweise zugegeben werden, daß er kein Barbar, sondern nur ein Tyrann war, und daß man, wenn Tante Malwine regierte, bei weniger schroffen Formen auch nicht mehr Freiheit genoß.

* * *

Im Schloß in Lunzenau drüben mußte sich etwas ereignet haben. Der junge Herr, des Ehepaars sieben Jahre später als die jüngere der beiden Töchter geborner einziger männlicher Erbe, ein sehr hellblonder, etwas bläßlicher, an einen Herbstkeim erinnernder, aber durchaus ehrenwerter, guterzogener und leidlich unterrichteter Jüngling, hatte eine volle Stunde hinter Schloß und Riegel mit seiner Mutter verhandelt, dann hatte es eine ebenso lange Verhandlung zwischen dem alten Herrn und dessen Gattin gegeben, und schließlich war das Ehepaar mit verweinten, der junge Herr mit trocknen Augen zu Tisch gekommen, und man hatte mit allseitig gutem Appetit eine Mahlzeit eingenommen, bei der die Stimmung ernst und würdevoll, aber keineswegs wehmützig oder traurig gewesen war. Das hatte der Jäger, der bei Tisch aufwartete, in der Küche berichtet. Fritz, der Jäger, war abgesehen vom Biererzug, an dem es bei besondern Gelegenheiten nie fehlen durfte, im Haushalt und in der Umgebung das einzige Wesen, das etwas Großstädtisches an sich hatte. Da Tante Minna einen sehr richtigen Blick für Zuverlässigkeit hatte und den Jäger duldete, so ist zu vermuten, daß er doch etwas mehr als ein lebenswürdiger Schwerenöter war, wofür man ihn mit seinem glatten Gesicht, seinem sichern Auftreten und seinem nicht allzugroßen Respekt vor dem Schloßherrn gehalten hätte. Wenn er nicht wußte, was es gegeben hatte, so wußte es niemand, denn er war, da ihm vom alten Herrn viel Vertrauen geschenkt wurde, der einzige, der etwas hätte erfahren können. Nachmittags, um die Kaffeestunde, fuhr das Ehepaar hinüber nach Leudeck, was an sich nichts Unerhörtes war, und als die beiden alten Leute zurück waren, ließ sich der junge Herr eins seiner beiden Reitpferde satteln, und der Jäger, dessen Wißbegierde aufs höchste gespannt war, und der Ausflug gehalten hatte, konnte nach wenig Minuten seinen Vertrauten — es schien, als wenn er unbesehens jeder ihm in den Wurf kommenden Schürze den Hof machte — melden, daß er ebenfalls nach Leudeck zu geritten sei.

Da in Leudeck — Gott weiß, wie das zuing — kein Zimmer dicht war, so war, noch ehe der junge Herr nach ein paar Stunden zurückkam, durch den Milchesel oder eigentlich durch dessen Führer die Meldung in die Schloßküche gelangt, daß sich der junge Herr mit Fräulein Rosa, Tante Ernestinens Tochter, verlobt habe.

Tante Minna hatte alle Vorzüge einer guten deutschen Hausfrau und kaum einen Fehler. Ihren Töchtern, die beide verheiratet waren, war sie fast mehr eine für-

sorgende, liebende Schwester als eine Respekt heischende Mutter gewesen, für Ernsts Erziehung hatte sie mit großer Umsicht und unermüdlichem Eifer gesorgt. Ein paar mit ihr zugebrachte Stunden hätten den verhärtetsten Bösewicht wohlwollend und behaglich stimmen müssen: dem Jungen, der durchaus brav und gewissenhaft war, war schwer beizukommen gewesen, sie hatte aber doch auch bei ihm ihr Ziel erreicht und genoß sein vollstes Vertrauen. Wahrscheinlich war sie in ihrer ersten Jugend sehr hübsch gewesen, aber schwerlich halb so hübsch, als sie jetzt war, wo der mütterlich wohlwollende, teilnehmend heitere Gesichtsausdruck die anmutigen Züge der stattlichen Frau verklärte. Wenn eine Schauspielerin, die eine liebenswürdige, noch immer jugendliche, jeden Menschen ins rechte Fahrwasser bringende Mutter darzustellen gehabt hätte, um ein Modell verlegen gewesen wäre, Tante Minna hätte ihr als solches dienen können. Sie war offenbar im Begriff, ein wenig stark zu werden, und ihre Hände hatten wieder dieselben Grübchen bekommen, die vor Jahren die kleinen rosigen Kinderpatschchen so reizend gemacht haben mochten, aber auch das stand ihr gut.

Als sie in Leudeck mit Tante Ernestine Rücksprache genommen hatte, während der alte Herr mit dem Verschwender, den er dem Tyrannen vorzog, ein paar für ihn und für sich mitgebrachte Zigarren geraucht hatte, waren Tante Ernestine und deren sehr bald hinzugerufene Tochter anfänglich sprachlos gewesen, wie jemand, der nicht in die Lotterie gesetzt und doch das große Los gewonnen hätte: sie hatten sich alsdann gefaßt, um ja zu sagen und sich recht aus Herzensgrund in ihrer Freude ausweinen zu können, Tante Anna aber, die — wahrscheinlich durch drahtlose Telegraphie — von dem, was geschehen und gesagt worden war, sofortige Kunde erhalten hatte, hatte das frohe Ereignis, noch ehe man Zeit gehabt, es ihr offiziell mitzuteilen, ihrer Gewohnheit getreu dadurch gefeiert, daß sie in eine ihrer schönsten hysterischen Synkopen gefallen war. Aufrichtig gefreut hatte sich — es tut einem leid, das so klipp und klar sagen zu müssen — außer den beiden Nächstbeteiligten nur Onkel Franz. Die andern hatten freilich auch freudige Teilnahme an den Tag gelegt, aber das war ihnen nur dadurch gelungen, daß sie Komödie gespielt hatten, was in Leudeck kaum ein vom Himmel gefallener Engel hätte vermeiden können.

War Rosa so ein Engel? Bei ihr wie bei ihrem Bruder, dem Leutnant Hans, hatten die von Tante Ernestine nach dem Tode ihres sehr jung verstorbenen Vaters für die Erziehung der beiden Kinder außerhalb des Heims gebrachten fast übermenschlichen Opfer beste Früchte getragen. Wie die genossene gute Erziehung aus Hans einen sehr brauchbaren Offizier, einen guten Kameraden und einen erstaunlichen Wirt gemacht hatte, so war Rosa ein bescheidenes, natürliches, wahrhaft gebildetes Mädchen geworden. Mit feinem, ihren Jahren vorausseilendem Verständnis hatte sie ihre, ihres Bruders und ihrer Mutter schwierige Lage ebenso richtig erkannt, wie ihr deren großer Abstand von den unabhängigen, behäbigen Verhältnissen, in denen Onkel Alfreds, des Schloßherrn Familie lebte, durchaus klar war. Daß ihr Better je auf den Gedanken kommen könnte, die ihm vom Glück in den Schoß geworfenen Güter, Ansehen, Vermögen, Stellung mit ihr zu teilen, war ihr deshalb nie in den Sinn gekommen. Als sie heute erfahren hatte, daß er sich um ihre Hand bewarb, hatte sie — das war der natürliche Erfolg der von ihrer Mutter gebrachten selbstlosen Opfer — zuerst an diese und an ihren Bruder gedacht. An sich erst in zweiter Reihe, und freudige Dankbarkeit gegen den, dem sie nun für sich und die Ihren, fern von dem lieben guten Leudeck eine sorgenfreie Existenz verdanken würde, war ihr als entsprechendes Äquivalent für die uneigennützigste Liebe erschienen, von der ihr der junge Majoratserbe einen ebenso unzweifelhaften wie unerwarteten

Beweis gab. Tausende von Ehen werden unter ähnlichen Voraussetzungen geschlossen, ohne daß „das Auge den Himmel offen sieht“, ohne daß „das Herz in Seligkeit schwelgt“, und so wenig solche Vernunft- oder Verstandesehen idealeren Anforderungen entsprechen, so groß die Gefahr ist, daß das im rechten Augenblick stumm gebliebne Herz plötzlich zu sprechen anfängt und sich gegen die getroffene unabänderliche Wahl für einen andern, für eine andre erst erklärt, wenn es zu spät ist, fehlt es doch auch nicht an Beispielen, daß solche Vernunft- und Verstandesehen zu beiderseitiger Befriedigung ausschlagen, ja daß sich, nachdem der Bund geschlossen und zur Wirklichkeit geworden ist, „die schöne Zeit der jungen Liebe“ durch einen besondern Segen des Himmels noch nachträglich einstellt. Wenn man Rosa gesagt hätte, daß sie unweise, oder gar daß sie berechnend handle, so würde sie der eine Vorwurf überrascht haben, und ihr der andre ganz gewiß ungerecht erschienen sein.

Von der Seelenwonne leidenschaftlicher Liebe wußte der junge Majoratserbe auch wenig mehr als Rosa. Rosa gefiel ihm, weil sie verständig, ehrbar, gebildet und anmutig war. Er war vierundzwanzig Jahre alt. Daß er in Bonn und in Königsberg, den beiden Universitäten, auf denen er studiert hatte, in dem hier in Frage kommenden Punkte mit dem eignen Herzen weder stürmische noch zart sentimentale Erfahrungen gemacht hatte, lag an seinem Temperament und an der lymphatischen Beschaffenheit seines Bluts, das ihm weder das Überdenstrangschlagen noch das Schwärmen nahegelegt hatte. Wenn man hart hätte urteilen wollen, hätte man sagen können, daß er kalt war wie ein Frosch, nur hätte man das nicht so verstehen dürfen, als wenn ihm auch die edeln, rein psychischen Antriebe abgegangen wären. Für einen Normalmenschen fehlte es ihm an animalischem Feuer, aber in die Spezies, die der Volksmund als die der „verständigen Männel“ bezeichnet, gehörte er ganz, und zwar, wie sich das von selbst versteht, ohne daß ihn das Verständigsein besondere Opfer gekostet hätte. Daß Rosa die rechte „Partie“ für ihn sei, hatte er in der ihm eignen verschlossenen Art mit sich selbst ausgemacht. Er war ein verwegener Reiter, aber Frauen gegenüber fehlte es ihm an Unternehmungsgeist, und am liebsten hätte er's gesehen, wenn seine Mutter für ihn gewählt und ihm die „rechte“ ohne weiteres zugeführt hätte.

Aber Jungchen, sagte Tante Minna, als er ihr seinen Plan fix und fertig mitgeteilt hatte, das sagst du mir erst heute! — Die gute Frau, als ob sich ihr armer Junge schon gestern darüber klar gewesen wäre!

Aber Muttchen — ohne Duzende von solchen Abers geht es bei manchen Auseinandersetzungen nicht ab, denn das Aber ist allemal die unbewußte Abkürzung für die unentbehrlichen Ausrufe: aber bedenke doch, aber wo denkst du denn hin, aber siehst du denn nicht ein? — aber Muttchen, ich bin ja eben erst mit mir selbst darüber ins reine gekommen!

Ob er Grund habe zu glauben, daß ihm Rosa „besonders gut“ sei, fragte sie ihn.

Ernst war, wie sein Vater, ein naiver Egoist, keiner von der angriffsweise vorgehenden Art, aber darum nicht weniger selbstbedacht. Hatte er das „besonders Gutsein“ nicht für nötig gehalten, oder hatte er es bei seiner bevorzugten Stellung für selbstverständlich angesehen? Er hätte das nicht sagen können. Die ausweichende Antwort, die er gab, machte seiner Mutter sofort die Sachlage klar.

Rosa, meinte er, könne sich doch unmöglich in dem verwünschten Zank- und Katschasten — das liebe gute Beude! — wohlbefinden. Sie habe eine tadellose Art zu sein — er nannte das „sehr gute Manieren“. Sie sei wirtschaftlich, spiele Klavier, singe, und — damit wollte er einen Witj machen — gegen die Familie sei ja auch nichts zu sagen.

Er mußte dann noch erzählen, wo und wann er in der letzten Zeit mit seiner Base zusammengekommen sei, worüber er sich mit ihr unterhalten habe, wie sie auf das, was er zu ihr gesagt habe, eingegangen sei. Seine Mutter befragte ihn auch, ob er beobachtet habe, wie Tante Ernestine von ihm und von der Sache denke. Hätte Tante Minna über ihr Jungchen geurteilt, ohne der Angelegenheit ein Mäntelchen umzuhängen, was sie vielleicht sogar ihren eignen scharf blickenden Augen gegenüber nicht versäunte, so würde sie haben einsehen müssen, daß er ein ebenso schwaches Licht war wie sein braver Vater, den offenbar der Himmel nicht zum Diplomaten, Heerführer oder leitenden Politiker, sondern zum behäbigen Rittergutsbesitzer bestimmt hatte, und daß es derselbe Himmel sehr gut mit den beiden gemeint hatte, indem er ihnen mit einer Gattin und einer Mutter, die sich aus dem Hanse zu sitzen verstand, zu Hilfe gekommen war.

Tante Minna glaubte davon ausgehn zu dürfen — und darin täuschte sie sich in der Tat auch nicht —, daß Rosa, wenn sie ihr Herz nicht schon an einen andern verloren hatte, wozu kaum Gelegenheit gewesen war, ihren Zungen „mit geschmackten Händen nehmen“ werde, wodurch freilich nach ihrer Meinung die Frage, wie sich die Sache im weiteren Verlaufe der Jahre anlassen werde, noch keineswegs entschieden war. Was, hiervon abgesehen, den ersten Schritt, den des Antrags und der Verlobung anlangte, so war ihr klar, daß sie mit ihrem Manne, der unter andern kleinen unschuldigen Schwächen auch die hatte, daß ihm höhere Adelstitel, wenn er mit ihnen in Berührung kam, einen angenehmen Kitzel verursachten, ein schweres Viertelstündchen haben würde. Die Tochter eines mit einem stattlichen Fideikommiß auf den Schultern einhererschreitenden Grafen oder — wenn er daran dachte, mußte er die Augen schließen, um von diesem feudalen Glanze nicht völlig geblendet zu werden — eines im dritten wenn auch nicht im zweiten Teile des Gothaischen verzeichneten Fürsten hätte er für sein Leben gern zur Schwiegertochter gehabt. Das war ihm ja auch nicht zu verdenken, denn wenn so eine Magnatentochter noch obendrein die Eigenschaften einer liebenswürdigen und zuverlässigen Gattin hat, so ist sie Primaware: sie wirkt gefellig dekorativ, und die Fürstenkrone auf den Bestecken und Servietten gibt der angeheirateten Familie, den Schwiegervater nicht ausgeschlossen, besonders Nimbus. Aber dergleichen hochtrabende Wünsche hatte sie „ihrem lieben Männchen“ immer zur rechten Zeit auszureden verstanden, und „ganz ohne“ war Ernsts Idee, wenn man sie bei Lichte besah, auch nicht. Mit jeder andern Schwiegertochter tat man einen Sprung ins ungewisse Dunkel: bei Rosa wußte man, woran man war: sie war einfach und wirtschaftlich erzogen, und das war doch die Hauptsache. Wie würde man, wenn Ernst — was ja aus mehr als einem Grunde wünschenswert gewesen wäre — eine andre Wahl getroffen hätte, eine dem Einflusse der Schwiegereltern so zugängliche, sich deren Autorität so willig und unbedingt unterordnende Schwiegertochter bekommen haben. Vermögen, worauf bisweilen auch reiche Leute bei ihren Schwieger söhnen und Schwiegertöchtern Wert legen, erschien ihr Nebensache, und sie wußte, daß auch für ihren Mann diese Frage nicht maßgebend war. Bei der patriarchalischen — der eine oder der andre Großstädter würde vielleicht gesagt haben, etwas veralteten — Behaglichkeit, mit der man lebte, legte man, trotz einiger großer Ausgaben, die man in der letzten Zeit gehabt hatte, noch immer Jahr für Jahr erkleckliche Summen zurück. Die Ausstattung der beiden Töchter, die Neuanlegung des Parks, der Anbau eines rittersaalartigen Festraums hatten zwar viel gekostet, aber alles das war aus gemachten Ersparnissen bezahlt worden. Wenn also Ernsts Etablierung und Haushalt nur als Ausgabe, ohne jede sie einigermaßen balancierende Mitgiftszinsen ins Budget kamen, wie dies der Fall

sein würde, wenn er sich mit Rosa vermählte, so war das keine Schwierigkeit. Eine tüchtige Ausgabe würde freilich die bauliche Wiederinstandsetzung und Neueinrichtung des schloßartigen Wohnhauses auf dem zum Komplex gehörenden Nachbargute Margaretenhof beim ersten Anlaufe sein, aber darauf wie auf sonstige „größere Anzapfungen“, wie es der alte Herr nannte, war man vorbereitet. Daß solche außerordentliche Ausgaben mit dreingehn konnten, ohne daß davon viel Aufhebens gemacht zu werden brauchte, hatte seinen Grund nicht bloß in der großen Ausdehnung des das Haupteinkommen abwerfenden Grundbesitzes, sondern auch in den vernünftigerweise beibehaltenen patriarchalischen Lebensgewohnheiten, die, so wenig man sich dabei etwas abgehn ließ, doch zu keinen unverhältnismäßigen Luxusausgaben veranlaßten.

Die Besprechung mit dem „lieben Männchen“ war lang und eingehend, keineswegs aber stürmisch gewesen. Ungestüm wurde der alte Herr nur, wenn ihn jemand, der seine Eigentümlichkeiten nicht kannte, unversehens ungeduldig machte, und diese Klippe wußte Tante Minna so geschickt zu vermeiden, daß es nie — mochte das, was sie durchsetzen wollte, noch so schwer von ihm zu erlangen sein — auch nur zu wenigen überlauten Worten kam. Natürlich hatte sie ihn diesmal überzeugt, oder, wie sich die beiden verheirateten Töchter ihren Männern gegenüber über einen solchen Erfolg der „guten Mama“ ausdrückten, sie hatte ihn „runtergeriegt“. Der alte Herr hatte die Namen der mit höhern Titeln versehenen Adelsgeschlechter, mit deren heiratsfähigen Töchtern seine Phantasie bisweilen während des Dämmerstündchens in anmutigem Spiele beschäftigt gewesen war, feufzend in die Esse geschrieben, und die Sache hatte in rührender Weise damit geendet, daß er seine „gute Alte“, die „ja immer Recht hatte“, liebevoll an sein Herz gedrückt hatte, und daß die beiden Eheleute, weil es sie „furchtbar“ grämte, daß sie „nun auch das letzte Bißchen“ hergeben sollten“, miteinander, wie der alte Herr später dem Onkel Franz gestand, „wie ein paar Kettenhunde gehault hatten“. Der Jäger hatte also ganz recht gesehen, wenn er rotgeweinete Augen wahrgenommen zu haben glaubte, und da Ernst, der junge Majoratserbe, sich einen solchen ihm unverständlichen Gefühlsausbruch nicht hatte träumen lassen, so war er mit unveränderter marmorea testa zu Tisch gekommen.

* * *

Ernst und Rosa waren also verlobt, und abgesehen von den Knechten und Mägden des Hofes, die nach wie vor nur für ihre Arbeit, ihre Pferde und Rüge, ihr Essen, ihr Bett und für einander Sinn hatten, drehte sich für die Bewohner des Leudecker Heims und des Lunzenauer Schlosses alles um diese neueste und völlig unerwartete Nachricht. Tante Minna hatte sich von der gehabten Nervenerschütterung so rasch erholt, daß sie schon wieder auf dem Platze gewesen war, als Ernst gegen Abend angeritten gekommen war, um seine Worte anzubringen. Tante Ernestine hatte — eine Indulgenz, die ihr so wenig kostete und so großen Genuß bereitere — noch ein paar Tränenströme vergossen, obgleich sie mit Rosa nicht ihr letztes Bißchen herzugeben brauchte, denn sie behielt ja noch den netten Leutnant, dessen Zusage sie — das war in dem ihr gereichten Freudenkelche vielleicht der süßeste Tropfen — zu erhöhen sich vornahm, sobald sie sich von den nächstbevorstehenden Ausgaben „erholt“ haben würde. Rosa hatte sich, wie das von ihr nicht anders zu erwarten gewesen war, sehr nett benommen, auch Ernst war beinahe gerührt gewesen, und die beiden jungen Leute hatten die bisher zwischen ihnen bestandne Kameradschaft, trotz der Aussicht auf die unvermeidliche völlige Anwandlung

ihrer gegenseitigen Verhältnisses, ohne viel Umstände wohlgenut fortgesetzt. Onkel Bernhard hatte sich mit dem Geschehenen nicht einverstanden erklären können — das war sein normaler Zustand —, und Tante Malwine war durch das unvorhergesehene Ereignis in eine solche Aufregung versetzt worden, daß sie ihrem „Trampel“ — so nannte sie die achtzehnjährige rotbäckige Bauerndirne, die als ihr Mädchen für alles bei geringem Lohn reichliche Belehrung genoß — die ganze Geschichte von der zu so unerfreulichem Ende gekommenen Stiftsdamenwahl samt allen vom Stiftsverweiser und sonst dabei gegen sie angesponnenen Rabalen in epischer Breite anvertraut hatte. Mit wie mangelhaftem Erfolge, insoweit dabei irgendwelches Verständnis des Trampels in Frage kommen konnte, wird der Leser am besten daraus ersehen, daß Johanna — so hieß das gute Tier — dem Pferdeknechte, dem im Nebenamte die selbsterwählte Pflicht oblag, sie Abends für das tagsüber Ausgestandne mit liebevollem Herzen zu entschädigen, mitgeteilt hatte, die gnädige Frau — das war sie, wie die Engländer sagen, by courtesy, und die vorhandne Gnade hatte sich offenbar ganz in den Titel zurückgezogen, wie die Gicht in die große Fußzehe — sei von einem Abdecker, dem in Tante Ernestinens Klage lied so häufig erwähnten Verweiser, unglücklich gemacht worden, was den liebevollen Tröster, in dessen Kreisen nur eine Art, ein Frauenzimmer unglücklich zu machen, bekannt war, zu der Frage veranlaßt hatte, ob das Kind lebe, und wo?

Als man nach einigen Tagen die Aufregung, die Tränen, die Nervenzufälle und die mündliche wie schriftliche, beziehentlich die nur mit Hilfe der Post, des Kupferstechers und der Kreuzzeitung mögliche Bekanntgabe des rasch gefaßten Entschlusses bewältigt hatte, kamen Dinge an die Reihe, von denen wir Männer nur einen sehr allgemeinen Begriff haben, die aber zu jeder ehelichen Verbindung gehören wie der Pfefferkuchen zum Jahrmarkt: mit Nußbaum, Eiche, Mahagoni, mit Leinwand, Damast, Plüsch, Rips und Moquette, mit Seide, Tüll und Daunen, mit Silber, Porzellan, Kupfer und Messing, mit Geweben aus Smyrna, Persien und China, mit Polsterwaren, Spiegeln, Küchengegeschir und Tapeten zusammenhängende Fragen von kapitaler Bedeutung. Da Tante Minna vor nicht allzulanger Zeit zwei Ausstattungen besorgt hatte, so war sie auf diesem Gebiete auch vom Standpunkte des neuzeitlichen Geschmacks, der eigentlich nicht der ihre war, zu Hause. Ein aus ihr, Tante Ernestine, Rosa und der Lunzenauer Frau Pastorin, einer treuen, sehr lebenswürdigen und gebildeten Freundin bestehendes Komitee beratschlagte eine Woche lang jeden Nachmittag bei Kaffee und Napfkuchen, bis man soweit war, daß alles nach Zahl, Beschaffenheit, Farbe und Stoff auf überaus geschäftsmäßig aussehenden, an vormärzliche Speisefarten erinnernden Papierstreifen und, soweit nötig, mit angestechenadelten Proben verzeichnet war, und Tante Minna nun ihre Einkäufe in der nächsten Stadt sowie in Danzig, Stettin und Berlin beginnen konnte.

Auch in dem guten lieben Leudeck war man nicht ganz müßig. Ganz zu geschweigen von der Brautzelle, in der zwei Nähmaschinen von Morgens früh bis Abends spät im Gange waren, und wo man sich, wenn gerade zugeschnitten wurde, inmitten der unabsehbaren Bahnen weißer Leinwand in die Gebirgsregionen des ewigen Schnees versetzt glauben konnte, wurden auch in den übrigen Zimmern, die der beiden Herren natürlich ausgenommen, aus Seide, Wolle, Leder, Kanevas und allerhand phantastisch gewebten Stoffen mit großer Heimlichkeit für das junge Paar Kunstwerke gefertigt, über deren praktische Verwendbarkeit man schon um deswillen nicht in Zweifel sein konnte, weil zwischen gestickten Blumen und Ornamenten prangende Inschriften deren mitunter überaus originelle Bestimmung anzeigten.

Da sich in Margaretenhof auch, sobald Tante Minna von ihren Einkaufsreisen zurück war, Ziegeldecker, Maurer, Klempner, Tischler, Maler und Tapezierer aus der

Nachbarstadt in freudigem Wettbewerb und unter Ausschreibung unglaublicher Trümmerhaufen über die nötigen Reparaturarbeiten hergemacht hatten, so sah Tante Malwine mit Zuversicht dem nicht allzufernen Zeitpunkt entgegen, wo die gute Ernestine endlich, wie sie sich geschmackvoll ausdrückte, ein bißchen mehr Platz haben würde. Onkel Franz, der Verschwender, der, um ein „ganz schweres“ silbernes Teesieb für das junge Paar erschwingen zu können, wegen Veräußerung einer aus der goldnen Ara der Tänzerin stammenden Busennadel Verhandlungen mit einem Graudenzner Goldschmied eingeleitet hatte, würde — das war sein Lieblingsausdruck — „ganz glücklich“ gewesen sein, wenn ihn der junge Majoratserbe in seiner Eigenschaft als Bräutigam und Courmacher mehr an sein eignes Girren und Gelpreiz während des einstigen Liebeslenges erinnert hätte. Den Damen und Vetter Bernhard gegenüber hatte er von diesen ihn wenig befriedigenden Wahrnehmungen keine Mitteilung gemacht — er war viel zu gerieben, als daß er dem „Haltefest“ und den „Demuren“ diese Freude gemacht hätte —, aber dem alten Herrn gegenüber hatte er doch seine Bedenken äußern zu müssen geglaubt. Natürlich in vorsichtigster Form.

Pejor avis aetas, Alfred, hatte er gesagt. Wie wir jung waren, war das Leben doch eine ganz andre Sache. Da verlor man sein bißchen Verstand vollends, wenn man verliebt war.

Da der alte Herr nicht wußte, wo Franz hinaus wollte, so sagte er gutmütig: Solche feurige Besubianer, wie du einer warst, sind sie heutzutage freilich nicht, aber du mußt auch nicht vergessen, Franz, daß die mittlere Temperatur bei dir immer um ein paar Grad höher war als bei uns andern.

Es ist kein rechter Murr bei ihnen drin, fuhr Onkel Franz fort, natürlich ohne damit den Tröster des Trampels und dessen Gefährten zu meinen. Sie betreibens jetzt wie der Nachtwächter das Tuten: ohne Begeisterung. Bei deinem Ernst warte ich heute noch vergeblich auf die erste von den Dummheiten, zu denen er in seiner Eigenschaft als verliebter Seladon berechtigt und, ich möchte sagen, verpflichtet ist. Ihn und Rosa könnte man wie Hänschen und Gretchen allein und ohne Aufsicht in den Wald schicken, so vernünftig sind sie.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. • (Wahlbewegung. Kolonialdirektor Dernburg. Die Kolonialpolitik und der Liberalismus. Vom preußischen Landtag.)

Je näher die Reichstagswahlen rücken, desto größer wird die Spannung bei allen Parteien. Niemand kann auch nur annähernd sagen, wie der Ausfall sein wird; es wäre mehr als leichtfertig, hier prophezeien zu wollen. Denn das Ergebnis ist von so vielen Faktoren abhängig, die sich jeder Berechnung entziehen. Aber nicht nötig ist es, die Zurückhaltung so weit zu treiben, daß man vor allen ermutigenden Symptomen die Augen verschließt. Und solche Symptome sind in der Tat zu bemerken, wenn sie auch nicht so hervortreten, daß sie zu Übermut und verfrühter Siegesfreude verlocken könnten. Es gab eine Episode nach der Reichstagsauflösung, in der die erste Freude über das entschlossene Auftreten der Regierung durch die Stimmen der Bedenklichen und Kleinmütigen übertönt zu werden schien. Allmählich werden diese Schwankungen in der Stimmung mehr

Grenzboten I 1907

21